

Soeben im Beobachtungszimmer kam ich gerade dazu, als ein junges zwanzig-jähriges Mädchen, die Tochter eines kaledonischen Kolonialoffiziers, die ganz ausnahmsweise als Passagier aufgenommen worden war, einer schäumenden Welle entging. Doch eine weitere wuchtigere Welle riß das Fenster der Schiffsluke auf und durchnäßte uns vom Kopf bis Fuß.

. Wir frühstückten stillschweigend, der Kapitän öffnete nicht den Mund und ich wagte nicht, sein tiefes Nachdenken zu stören.

Der Obermaschinist kündigte uns an, daß er aus Vorsicht, um einen Bruch der Schrauben zu vermeiden, die Geschwindigkeit auf ein Drittel verringern müsse. Statt zehn Knoten machen wir nur noch drei, so daß unsere kleine Ueberfahrt von fünf Tagen sich noch wer weiß wie lange hinziehen kann. — — — — —

Beständig von Wellen durchnäßt, zog ich meinen Pyjama an. Die Temperatur und die Schicklichkeit erlaubten es mir, denn es war heiß, und der einzige weibliche Passagier war in seiner Kabine eingeschlossen. Ich schreibe nur mit Schwierigkeiten, Wort für Wort, Brief für Brief im Eßzimmer, wo ich meist allein bin. Sogleich, wenn ich diesen ersten Brief beendet haben werde, will ich mich vollkommen anziehen, denn man muß auf alles gefaßt sein.

Eben kommen die chinesischen Matrosen, um alle Ritzen, Winkel, Luken und Türen unserer Kabinen zu verstopfen. Das bedeutet nichts Gutes für die Nacht. Wirklich, ich muß ohne Scham eingestehen, daß ich sehr ängstlich geworden bin. Denn die „haushohen“ Wellen und die „stürzenden Wassergebirge“, an die ich nicht glauben würde, wenn ich nicht selber der entsetzte Zeuge gewesen wäre, gibt es tatsächlich. Das Meer in einer solchen Wut ist grauenerregend, und ein Schiff, mag es noch so groß sein, ist in dem ungeheuren Meere ein kleines armseliges Ding . . .

Wie konnte ich mir wünschen „zu schaukeln“! Welche dumme Anmaßung! Welche Vermessenheit! Wenn dieser Sturm vier oder fünf Tage später eingesetzt hätte, wäre die Ueberfahrt herrlich gewesen, zumal ich von Seekrankheit nie etwas spüre.

Der „Drafir“ ist von einem Ende bis zum anderen durchnäßt. Wie glücklich bin ich, daß Du nicht dabei bist! Ja, ich muß es gestehen, ich habe Furcht. Aber schließlich bin ich ja nicht der einzige an Bord. Im Kriege habe ich nie gezittert, weil man nur Menschen gegen sich wußte. Man konnte gegen sie kämpfen, Schlag für Schlag zurückgeben. Während hier! . . .

Donnerstag, den 19., abends.

Statt sich zu beruhigen, ist der Sturm den Tag über noch gewachsen. Einem der Matrosen wurde der Arm zerquetscht, und einem anderen der Kopf gespalten. Eine Sturzwelle hat sie von ihrem Tauwerk heruntergerissen und in die Räder der Maschine geworfen. Arme Jungens! Ob Weiße oder Gelbe, welch harter Beruf!

Wie kann nur der „Drafir“ den schrecklichen Stößen, die er unaufhörlich empfängt, widerstehen? Ein Kubikmeter Wasser wiegt eine Tonne, und wieviel Tonnen empfängt er auf einmal? Es ist unausdenkbar! Unser armes Schiff zittert und stöhnt in seinem eisernen Rumpf. Augenblicklich ertönt es laut wie eine Glocke, und wir sehen uns voller Entsetzen an.

Wir sind zu dritt: der Kapitän, Leutnant Jansen und ich im Beobachtungszimmer. Ohm, der Unterleutnant, ist oben in der Vorderkajüte am Steuer. Worüber unterhalten sie sich? Ich verstehe sie nicht, denn sie sprechen norwegisch; aber ich sehe, daß sie aufmerksam den Zyklonometer betrachten. Ihre Gesichter sehen gespenstisch aus, es scheint mir, als hätten sich ihre Augen geweitet.

Das Heulen des Meeres, das wütende, gellende Singen des Windes, das Krachen des Schiffes, stellt die Nerven auf eine harte Probe, und überdies ist die Atmosphäre mit Elektrizität geladen . . .